

# Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich

Halle a. S., den 29. Januar

1921 / Nr. 24.

## Flammen.

Roman von  
Hans Schütz.

### Siebenstes Kapitel.

Dr. Reinwald hatte den ganzen Vormittag in der Schloßküche gearbeitet und war dann bald nach Tisch zu Pastor Segoborn nach dem Tori hinüber gegangen.

Ursprünglich hatte er nur die Absicht gehabt, den verstorbenen Herrn wegen einer fideicommissarischen Frage in seiner Testamentsvollstreckung um eine kurze Auskunft anzusehen, dann aber hatte sich sein Besuch unversehens bis in den frühen Nachmittag ausgedehnt.

Im Saal Pastor Segoborns, trotz der angenehmen Unterhaltung des täglichen Einzelnen, hatte eine vorzügliche Raffeezeit und dem Gast zu Ehren in der berühmten runden Speisekammer des Pfarrgartens einen festlichen Kaffeestisch gedeckt.

Sie lag auf einer kleinen Anhöhe ganz am Ende des Gartens und führte den höchsten Namen „Sieblich um“, weil allenfalls in die Landwände keine Fensteröffnungen eingeschrieben waren, die den regelmäßigen Ausblick auf die Kirche, den See und weite hübsche Felder gewährten.

In angeregtem Gespräch waren die Stunden des Nachmittags wie im Fluge vergangen und die erste abendliche Dämmerung lag bereits auf der stillen Dorfstraße, als der Herr Pastor seinen Gast noch ein Stück Weges das Geliebte gab.

„Ich freue mich aufrichtig“, sagte er beim Abschied, „daß die Frau Baronin in Herrn von Alseben ansehenden einen der wichtigsten Mitarbeiter gefunden hat. Er hat auf mich einen ganz vorzüglichen Eindruck gemacht. Er ist feierlich, energiegeladener Mann, besitzt Lebenswärme und feingebildet. Wie geht es übrigens dem kleinen Hanschen, ich hätte, ich läge fast einigen Tagen zu Bett?“

„Der Arzt hat ihr heute zum ersten Male erlaubt, wieder aufzustehen“, war die Antwort. „Ich habe sie mitlogs nur ganz leicht gesprochen. Sie sah noch immer recht angegriffen aus.“

„Ja, ja, mit dem Herzen ist nicht zu spaßen“, meinte der Herr Pastor, bedächtig den Kopf wiegen. „Und ich glaube, Frau von Alseben hat schon in recht vielen Sorgen Anheil angestrichelt. Ich habe in ihrer Nähe immer das Gefühl, daß sie überall, wohin sie kommt, zum Mittelpunkt eines Romans werden möchte.“

In diesem Augenblick bog ein schlanker, junger Mann in einem hellblauen Sportanzug und hohen Weidelgamaschen die Treppe der Dorfstraße.

Er trug eine lange Angstrute und sonntägliches Angelgerät über der linken Schulter und lächelte im Vorbeigehen höflich den Gast an.

Die beiden Herren saßen in ein lässig geschmittenes, schönes Gespräch mit einem Paß fort am unklarer grauer Augen.

In Gang und Haltung des Fremden lag ein festerer Anstand und eine natürliche Vornehmheit, die unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich zog.

„Ein Berlin's Herr, der seit einiger Zeit im Arng wohnt und in den letzten Jahren Angler sein soll.“ Bemerkte der Herr Pastor, ein n. n. Bild Dr. Reinwalds. „Sie sehen, lieber Herr Pastor, Pablonig entwickelt sich allmählich noch zu einer Berliner Communität.“

Als Dr. Reinwald ins Schloß zurückkam, brannten im Wohnzimmer schon die Lampen.

Die Baronin stand in ein Notizbuch vertieft am Flügel und empfing ihn mit einer freundlichen kleinen Strafpredigt, daß er das Abendbrot veräumt habe und nun allein auf seinem Zimmer nachherzuerlegen müsse; niemand kümmerte sich mehr um die Sausorberung. Herab sei einfach bei Trude Marientin über Nacht gebildet und Herr von Alseben habe es offenbar überhaupt nicht mehr für nötig, seine einleitende Absicht im Hinblick auf den Raucherstopp zu entschuldigen.

Wahrscheinlich hatte sie in die Vorwärter mit ein. Sie lag in einem liegenden weichen Vollerled in einem Korbsessel am Fenster.

Die blonden Haare leuchtete wie ein Feuerbrand aus dem gekämmten Goldbündel der tiefen Miße.

Sie sah wunderbar aus, wie ein Bild von Gainsborough, dachte der junge Gelehrte unwillkürlich, und gab sich sichtlich Mühe, heiter und unbenommen zu erscheinen, und doch lag in ihren blauen Augen ein seltsam gewaltiger Ausdruck, der das eigene Gesicht mit einer dunklen Wolke hilfloser Angst überdeckte.

Auch die Unterhaltung schleppte sich nur müde und gezwungenen dahin.

Erst gab ein paar Mal ganz geistesabwesende Antworten, als ob sie ihre Gedanken von dem eigentlichen Gespräch ganz weit weg spazieren läßt.

Dr. Reinwald setzte sich endlich an den Flügel und spielte eine Phantasie über das Chopin'sche Requiem in C-Dur, dessen süßer, himmelstiller Melodie seine besondere Liebe gehörte.

Dann stand er wieder auf und hat, sich zurückziehen zu dürfen; er habe noch einen dringenden Brief zu schreiben und wolle auch die von Pastor Segoborn für seine Arbeit empfangenen Anregungen noch in einigen kurzen Notizen niederlegen.

In seinem Zimmer war er sich auf sein Sofa und überdachte mit der ihm eigenen schmerzlichen und vorzüglich aufbauenden Betrachtungsweise bei einer Zigarre noch einmal die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit.

Es stand für ihn außer allem Zweifel, daß irgendein rätselhaftes Element in die Harmonie des kleinen Pablonier'schen Bildes gekommen war, wenn er sich aus allen Nachdenkens angeachtet nicht darüber Rechenschaft zu geben vermochte; wenn er der Urheberhaft an dieser geheimen Spannung beschuldigen sollte.

Hella war durch ihre Erkenntnis eine volle Woche lang an einem geistigen Zustand, ebenso wie auch der vielseitigste Alseben'sche seine psychologischen Betrachtungen von vorn herein ausüben mußte.

Die Baronin begegnete ihrer Umgebung stets mit der gleichen Güte und Freundlichkeit, und die beiden jungen Mäd-

chen traten gesellschaftlich viel zu sehr zurück, um für die Bildung der allgemeinen Stimmung überhaupt in Betracht zu kommen.

Das ganze Leben im Schloß verlief äußerlich völlig im alten Geleise und schien ihm doch von Grund aus verändert; eine Veränderung, die seiner Beobachtung nach übrigens von allen Beteiligten, wenn auch vielleicht noch nicht mit der gleichen Unmittelbarkeit wie von ihm persönlich empfunden wurde. —

Mit einer unmutigen Gebärde legte er endlich seine Zigarre wieder beiseite und trat an seinen Schreibtisch, um sich durch die Befähigung mit seiner Dozentenarbeit gemalt zu ernern Gedanken zu zwingen.

In diesem Augenblick schlug ein leise schillernder Ton an sein Ohr, als ob jemand vorzüglich an seiner Tür vorbeigegangen wäre.

Zu anderer Zeit würde er vielleicht nach drauß geachtet haben, in der merkwürdig gepanonten Stimmung des heutigen Abends jedoch erschien ihm auch das geringste Geräusch seltsam und geheimnisvoll.

Mit einer raschen Bewegung löschte er seine Lampe aus und öffnete dann unbedarft seine Zimmertür.

Der Korridor lag still und verlassene wie ein düsterer Tunnel in nachtschwarzer Finsternis.

Schon glaubte er sich getäuscht zu haben, als plötzlich am Ende des letzten Ganges ein Streichlicht aufblinzelte.

Der Schatten einer weiblichen Gestalt erschien in dem Lichtkreis einer Kertze, ein feiner, goldener Refler bligte verächtlich von einer hohen Haartirne aus.

Es war Hella, die dort am letzten Korridorfenster stand und regungslos in den nachlässigen Vorhänge schaute, das blaße Gesicht mit einem Ausdruck harter Aufmerksamkeit gegen die Scheiben gepreßt.

Jetzt erhob sich die Kertze hoch gegen das Fenster und bewegte sie langsam im Kreise.

Denn war das Licht auf einmal wieder erloschen und alles still und dunkel wie zuvor.

Dr. Reinwald hat nie gebannt.

Alle seine Sinne waren auf das Verhörse gepannt. Mit lautlosen Schritten schlich er dicht an der Wand den Korridor hinab.

Seine Augen bohrten sich kampfbis in die Dunkelheit, bis sich ihm diese mit allerlei weichen Punkten und bunten Ringen zu füllen begannen.

Doch nirgends eine Spur der Gesuchten.

Der ganze Korridor war leer, Hella mußte ihn auf der Seitenstraße ganz am Ende verlassen haben und sich jetzt schon im Erdgeschoss befinden.

In diesem Moment fiel sein Bild durch das Fenster, an dem sie eben geknien hatte.

Wie ein Lichtstrahl wurde der Gewanke auf einmal vor ihm nieder. Alseben!

Ihm allein konnte dies seltsame nächtliche Lichtsignal gegolten haben.

Hella und Alseben!

Nur mühsam ordnete sich Dr. Reinwalds Gedanken. Die Ueberzeugung war so groß, daß er unwillkürlich mit beiden Händen an der Korridorwand nach einem Stützpunkt suchte.

Das war alles des Rätsels Lösung, darum diese fremdbartige, geheimnisvollere Spannung, die in der ganzen letzten Zeit schon wie ein drohendes Gewitter über Pablonig lastete. —

Dann stand er mit klopfendem Herzen in dem dunklen Speiseaal und tastete sich zwischen den wohlbekannten Möbeln zu Heranda hinüber.

Wie er so schnell dorthin gekommen war, er wußte es selbst nicht.

Er hatte nur den einen Gedanken, daß er sich Gewißheit schaffen und der blonden Sündin die Waage vom Gesicht reißen mußte, wenn sie es wirklich mochten sollte, zu dieser Stunde ihren Geliebten anzufinden. —

Als er die Veranda betrat, öffnete er die Tür und sah die zuckenden Wimpern an dem leicht bedeckten Himmel heraus und warf ein unferntes Licht über das große Kastenobell vor der Schloßterrasse.

Sich vorsichtig im Schatten der Eucalypten haltend, kam er die Verandastraße hinab und schlich sich auf Zehenspitzen zum Seitenportal des r. h. Schloßflügels hinüber.

Die Tür war nur angelehnt und der Schlüssel steckte von innen im Schloß.

Es war außer allem Zweifel, daß jemand mitten in der Nacht über die Seitenstraße das Haus verlassen hatte.

Der Pablonier'sche Plan.

Und wie ein Lichtstrahl durch die lange Wand des Kassenhauses in dem hübschen Bienenland vor ihm auf. Das große Kronfenster neben dem Eingangsportal stand weit geöffnet.

Eine Lampe brannte friedlich auf dem mächtigen Arbeitstisch und beleuchtete das scharfgezeichnete Gesicht Alsebens, der er, wie schwebend vor seinen Rechnungsbüchern saß.

Er war allein. (Fortsetzung folgt.)

## Die Kunst.

Von  
H. Kunst.

(Nachdruck verboten.)

Der Regen goss in Strömen herab vom nächtlichen Himmel und ein kalter Wind braulte durchs Land, die letzten Blätter von den Ästen fast gänzlich entlaubten Bäumen heruntergerend. Sie fielen in den Schmutz der Gassen.

Im Gesimser des Kesselfamms saßen die Bauern und Honoratioren des Dorfes beim Abendessen. Das Dorf lag tief im Tal der Gassenstraße, seine ersten Häuser hundert Schritt vom Kesselfamm entfernt, an dem die Landstraße vorbeiführte. Die Bauern saßen an zwei Tischen zusammen, weiter gegen den Schanztisch zu der Bürgermeister, der Förster, der Gendarm, der Pfarrer und der Lehrer, und in einer Ecke saßen die sechs Arbeiter aus dem Steinbruch. Es ging laut genug her in der Gaststube. In die Kesselfamm hatte man sich selbigeissen, und es schienen so ziemlich alle Parteien des deutschen Vaterlandes hier in dem kleinen Raum vertreten zu sein. Von den Arbeitern lag es drohend herüber, die Bauern führten verdrossene Kragen, und vom Tisch an der Schenke der lang die ruhige Stimme des Bürgermeisters, oftmals von der erbotigen Pfeife Stimme des Schulmeisters überdacht, während ein wichtiger Geschäftsgang des Försters auf den stürzenden Tisch ab und zu wie ein Pausenfüßel durch die revolutionäre Symphonie ludte. Sankt war es aber gemüht, und der Pfarrer und seine Frau und Tochter hatten alle Hände voll zu tun, um die vom vielen Regen durchnetzten Gassen zu besäumen.

Da öffnete sich die Tür, und herein trat ein Zigeuner, ein kleiner schwarzhaariger Geselle mit dunklen Augen und blühenden Zähnen. Das Köcher triff von ihm herab. Seine Geige hatte er unter dem Arm verborgen. Beurlaubt nahm er sie hervor, betrachtete sie aufmerksam, probierte die Saiten und ließ lieblos über das Holz. Dann trat er verbeugte er sich tief vor den Gästen und lächelte sich mit einem einseitigen Grinsen die Hand an der Stirn. Ein Arbeiter erhob sich und forderte den Gast auf, sich an den Tisch seiner Kollegen zu setzen. Der Zigeuner wehrte zurück ab, setzte sich aber dann doch zu den Steinbrucharbeitern. Der Pfarrer kam und fragte ihn, was er trinken wolle. „Wasser.“ „Ach was, Wasser?“ rief der Arbeiter, bringt ihm einen halben Liter Schnaps. Aber der Zigeuner lehnte das Anerbieten und die ihm hingehobenen Schnapsgläser ab. Er zog aus der Tasche ein Stück trockenes Brot, von dem er langsam aß, ab und zu einen Schluck Wasser trinkend. Dabei blühten seine dunklen Augen durch den Raum, mullerten die Bilder an den Wänden, trotzdem lag an dem fremden Bild des Gendarmen vorbei, halferten einen Augenblick auf dem würdigen Anblick des Pfarrers und blühten dann beharrlich auf die Tischplatte. Aber der eine der Steinbrucharbeiter, ein großer, kräftiger Geselle mit einem breiten Schnauzbarth im Gesicht, schlug dem Zigeuner auf die Schulter, und rief: „Spiel mal ein, Schnaps, der Herr dort werden nichts dagegen haben, denn ich.“ Und der Förster rief herüber: „Immer zu, ein Jagdlieb heruntergeleitet.“ Da raunte der neben dem Zigeuner sitzende Arbeiter diesem ins Ohr: „Spiel die Internationals, du bekommst 10 Mark.“

Beifallstündes blühte ihn der Zigeuner an. Der Gendarm war aufgelaufen, kam auf den Tisch der Arbeiter zu, saßte den Zigeuner am Arm und meinte: „Ich bin nicht dein Freund, aber spiel den Königshühnermarsch, dann will ich deine Papiere einmal ungeheuren lassen. Von Bauernstich mal keine her, er solle lieber „Deutschland, Deutschland aller“ spielen. Am schließlich rief der Pfarrer den Zigeuner und bat ihn, er möge „Lobe den Herren“ aufspielen, so gut er es eben könne. Der Zigeuner zwippte verlegen auf den Seiten seiner Geige herum. Was wußte er von der Internationale, was vom Königshühnermarsch, woher sollte er „Deutschland, Deutschland aller“ kennen, und wer sollte ihm „Lobe den Herren“ spielen gelernt haben? Sein dunkles Auge blühte auf, er wartete die noch leuchtenden Augen zurück, die Geige lag an die Schulter und der Pfarrer schlich über die Geige. Er ärgerte sich nur, daß er mit dem Fuß nicht den Takt schlagen konnte, denn seine Geige waren oft zerfallen und das Wasser der Landstraße schickte in ihnen, wenn er auftrat. Der Gendarm runzelte die Stirn, die Bauern rissen die Mäuler auf, der Pfarrer wackelte ungenügend mit dem weißen Haupt und der Bürgermeister und Förster schloßen nach den ersten Takteten ein. Zwei Arbeiter aber padten den Zigeuner und warfen ihn aus der Wirtstisch hinaus in den strömenden Regen, in den Sturm auf die Landstraße.

Und doch hatte ihnen alle der Zigeuner sein ich in die s Liebes gespielt, und hatte in seinem inneren Herzen auf Anerkennung, und ein warmes Abendessen und ein großes Nachschlafen in der Gaststube. Alseben hatte er sich aus dem Schmutz der Straße auf, sitzend prüfte er seine Geige, sie war unversehrt. Er verließ sie unter seinem Rock, schlug den Kragen hoch und wanderte weiter durch Regen und Wind hinaus in die finstere Nacht.

Die größten Verschwender der Weltgeschichte.

Die Verwendungsart der modernen Kriegs- und Renovationen erregt nicht ohne Grund in allen Kreisen des Volkes, die immer unter der Rot der Zeit leiden, Anstoß und Entrüstung. Aber dieser Haug, um jeden Preis Geld auszugeben, ohne Weisung und ohne Rücksicht auf das, was den Verschwendern unserer Tage dafür geboten wird, hat doch seinen tiefen psychologischen Grund. Einmal sind es Elemente, die sozigen den Wert des Geldes nicht kennen, da sie beinahe über Nacht und mühselos zu ihrem Reichtum gekommen sind; andererseits ist es die ungeheure Fülle der deren Zahlungsmittel, die heute in allen den Ländern, die den Krieg verloren haben, im Umlauf sind, die eine Art Geldstrahl bei denjenigen erzeugen hat, durch deren Hände diese Waffen von den Händen gelassen.

Denn es ist eine eigenartige Erscheinung: gerade der Anblick des breiten Geldes — mögen es nun Banknoten, Gold- oder

